

«Wir müssen aus der Demutshaltung herausfinden»

Müssen die Geisteswissenschaften erneuert werden? Und wenn ja, wie? Der Nordistik-Professor Jürg Glauser und der Sozialethiker Christoph Ammann diskutieren, was getan werden könnte. Interview Thomas Gull und Roger Nickl

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) hat ein Positionspapier «Für eine Erneuerung der Geisteswissenschaften» publiziert. Sie, Herr Glauser, gehören zum Autorenteam. Weshalb müssen sich die Geisteswissenschaften erneuern?

Jürg Glauser: Die Idee hinter diesem Projekt war, etwas über den Zustand der Geisteswissenschaften zu erfahren. Wir sind relativ rasch zum Befund gekommen, dass es auf der einen Seite ein riesiges Interesse daran gibt, was die Geisteswissenschaften tun. Das zeigt vor allem der grosse Zustrom der Studierenden. Auf der anderen Seite werden in der Öffentlichkeit der Wert und die Funktion dieser Fächer ganz anders eingeschätzt. Das gilt vor allem für die Politik, die die Geisteswissenschaften kritisch bewertet.

Wo sehen Sie den Erneuerungsbedarf, Herr Ammann?

Christoph Ammann: Von aussen gibt es den Druck, sich zu legitimieren und aufzuzeigen, welches der Beitrag der Geisteswissenschaften zur Lösung konkreter Probleme ist. Intern wird darauf schon präventiv reagiert. In meinem Gebiet der Ethik wird man beispielsweise, wenn man nicht unmittelbar angewandt forscht, schnell in Frage gestellt. Es wird heute von der Gesellschaft verlangt, dass man sich legitimiert. Fraglich ist, wie man das tut.

Das Positionspapier vermittelt den Eindruck, dass die Geisteswissenschaften mit dem Rücken zur Wand stehen – einerseits formuliert die Politik ihre Zweifel, andererseits geben die Naturwissenschaften den Ton an und beanspruchen die Deutungsmacht für sich. Fühlen Sie sich unter Druck, Herr Glauser?

Glauser: Mit der Ökonomisierung der Universitäten sind die Ansprüche etwa an die Messbarkeit

von Forschungsleistungen gestiegen. Damit tun sich die Geisteswissenschaften schwer. Gerade die «alten» Fächer wie die Philologien, die Kunstgeschichte oder die Geschichte haben eine gewisse Schwierigkeit, sich neu zu orientieren, und fühlen sich deshalb an die Wand gedrückt.

Ammann: Das Problem aus meiner Sicht ist, dass stark auf Erwartungshaltungen reagiert wird. Was dagegen fehlt, ist eine Reflexion des Faches und seiner Bedürfnisse.

Im Positionspapier ist von den grossen Herausforderungen der Zeit die Rede. Diesen müsse man sich annähern, wird festgestellt. Empfohlen wird, dass in die Lehrpläne der obligatorische Besuch von naturwissenschaftlichen Vorlesungen aufgenommen werden soll. Beschäftigen sich die Geisteswissenschaften nicht mehr mit den grossen Fragen der Zeit?

Glauser: Es schadet nichts, über den fakultären Tellerrand zu schauen. Ich glaube, die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften können eminent dazu beitragen, Antworten auf die grossen Fragen der Zeit zu finden. Beispielsweise fragen die Medienwissenschaften, wie die mediale Berichterstattung unsere Wahrnehmung und unser Bild von Wirklichkeit prägen. Oder wir beschäftigen uns mit den Herausforderungen, die sich der Gesellschaft durch die Migration stellen.

Ammann: Den Blick über die Disziplinengrenzen hinaus finde ich sehr wichtig. Zuweilen stört mich aber diese Unterwürfigkeit der Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften. Wenn man die grossen Herausforderungen – beispielsweise den Klimawandel – betrachtet, dann ist das sicherlich ein Problem, das sich nicht nur naturwissenschaftlich lösen lässt, weil es dabei um gesellschaftliche und politische Prozesse und Entscheidungen geht.

tent verortet. Sie lösen Mitleid aus. Während zum Beispiel Drogenabhängige ins Feld kalt-inkompetent kommen, das mit dem Gefühl der Gleichgültigkeit verknüpft ist. Reiche hingegen werden als kalt-kompetent wahrgenommen und lösen Aversionen aus. «Durch die neuste Entwicklung in der Prothesentechnologie nun», erklärt Meyer, «könnte es zu einer Verschiebung kommen.» Behinderte Menschen werden nicht mehr länger als inkompetent, sondern als kompetent wahrgenommen. Meyer befürchtet aber, dass sie in der Stereotypologie in der Kategorie kalt-kompetent und nicht warm-kompetent landen werden – diesen Zusammenhang gilt es nun zu erforschen.

Cooler Prothese

Meyer faltet die Hände. Er trägt seine Prothese aus semitransparentem edelgrauem Silikon mit einer Selbstverständlichkeit, dass sie elegant wirkt. Meyer versteckt seine Behinderung nicht. «Mit der neuen Prothesentechnik gewinnt man auch ein Stück Selbstwertgefühl», sagt er, «die Prothese ist nicht nur in ihrer Funktion optimiert, sie sieht ja auch irgendwie cool aus.» Wenn allerdings die Kids, die völlig unkompliziert mit seinem künstlichen Arm umgehen, selber so ein schickes Teil wollen, muss er die Technik- und Gadget-vernarrte junge Generation auf den Boden der Realität zurückholen. Denn das Ersetzen einer fehlenden Körperfunktion bringt auch eine hässliche Abhängigkeit von der Technik mit sich.

Ja, lächelt Meyer nachdenklich. Diese Sendung hat so einiges ausgelöst. Viele ethische Fragen sind zu lösen: Wer wird diese künstlichen Organe bezahlen können? Und wer wird sich ein gesünderes, ein längeres Leben, wer wird sich überhaupt Überleben leisten können? Und wie weit sollen oder dürfen bionische Organe entwickelt werden? Meyer schüttelt den Kopf. Er ist kein Medizinethiker. Auch er weiss keine Antwort. Aber er hofft, dass eine Sendung wie diese zumindest eine Debatte anreissen kann. Zudem haben sich durch das Projekt Forschungsteams kennengelernt und konnten sich austauschen, auch das ein positiver, wichtiger Aspekt.

Kontakt: Dr. Bertolt Meyer, bmeyer@sozpsy.uzh.ch



Kritische Analyse der Geisteswissenschaften: der Literaturwissenschaftler Jürg Glauser und der Theologe Christoph Ammann im Gespräch.

Um solche Themen anzupacken, dürfte es interdisziplinäre Projekte brauchen. Im Positionspapier der SAGW wird moniert, dass sich Geisteswissenschaftler schwertun, solche auf die Beine zu stellen. Wo sehen Sie die Gründe dafür?

Ammann: Die traditionelle geisteswissenschaftliche Forschung basiert darauf, dass einer allein an seinem Projekt arbeitet. Ich finde das gar nicht schlecht, das sollte weiterhin möglich sein. Aber ich finde es grundsätzlich gut, dass die Zusammenarbeit in Gruppen gefördert wird. Eine grosse Klage der Doktorierenden war und ist, dass man bei seiner Arbeit vereinsamt und zu wenig unterstützt wird.

Was wären die Vorteile, wenn auch in den Geisteswissenschaften vermehrt grosse Forschungsverbände aufgebaut würden?

Glauser: Wichtig ist, dass die Initiative von den Fächern selbst kommt, die für sich relevante For-

schungsthemen definieren. Das kann nicht oktroyiert werden. Es bringt nichts, Planforschung zu machen. Die beiden sehr erfolgreichen geisteswissenschaftlichen Nationalen Forschungsschwerpunkte (NFS) «Mediality» in Zürich und «eikones» in Basel sind genau so entstanden, als Zusammenschluss von Interessierten. Wir sind mit dem ersten Antrag für den NFS Mediality gescheitert, haben uns dann zu einem Kompetenzzentrum für Mediävistik zusammengeschlossen. Der Antrag war beim zweiten Mal sehr viel besser und kam durch. So kann das funktionieren.

Was ist aus Ihrer Sicht der Vorteil dieses Modells?

Glauser: Es ist nicht ausschliessend – man kann weiterhin seine Monografie schreiben und es werden weiterhin Dissertationen und Habilitationen verfasst. Die zentrale geisteswissenschaftliche Arbeit wird nicht tangiert. Es ist kein Entweder-oder.

«Es braucht an der Universität mehr permanente Stellen, damit jüngere Akademiker Familie und Beruf vereinbaren können.» Jürg Glauser



Wie profitieren die Forschenden davon?

Glauser: Sie haben einen grösseren Echoraum, bekommen viel mehr Inspirationen von verschiedenen Seiten und eine geregeltere Struktur für die eigene Forschung. So haben beim NFS Mediality hier in Zürich alle Mitarbeitenden ein eigenes Arbeitszimmer am selben Ort, wo man sich unkompliziert austauschen kann. Das entspricht dem Konzept des Laboratoriums, wo man spontan etwas miteinander besprechen kann.

Kritisiert wurden im Positionspapier auch die fehlenden Karriereperspektiven für den Nachwuchs. Herr Ammann, wie sehen diese Perspektiven für Sie als Theologen und Vertreter des akademischen Mittelbaus aus?

Ammann: Nicht besonders gut. In meinem Fach, der theologischen Ethik, gibt es sehr wenige Lehrstühle im deutschsprachigen Raum. Hinzu kommen private Aspekte: Wenn die Frau einen Job in der Region hat und Kinder da sind, überlegt man es sich schon sehr gut, ob man sich im Ausland bewerben soll. Genau das müsste man aber tun, um die Chancen zu erhöhen, einen Lehrstuhl zu bekommen. Als Theologe habe ich aber das Privileg, dass ich neben einer Tätigkeit als Privatdozent zum Beispiel Teilzeit als Pfarrer arbeiten könnte. Dieses Privileg ist untypisch, die meisten Geisteswissenschaftler stehen vor der entscheidenden Frage: Alles oder nichts? Als grosses Problem empfinde ich die Ordinariatsuniversität: Neben den ordentlichen Professoren gibt es praktisch nur befristete Stellen. Darüber klagen viele, die auch mit einer langfristigen akademischen Forschungsstelle diesseits des Ordinariats zufrieden wären. Da ist das System nach wie vor sehr unflexibel.

Haben die Nachwuchsakademiker da nicht falsche Erwartungen? Wie in anderen Branchen gibt es an den Universitäten nur wenige Spitzenpositionen. Wenn man keine solche, sprich eine Professur, ergattern kann, muss man vielleicht einfach etwas anderes machen.

Glauser: Die Frage ist, ob sie etwas anderes machen können in dem Bereich, in dem sie ausgebildet sind.

Man kann Pfarrer oder Mittelschullehrer werden ...

Glauser: Ja, das stimmt schon. Doch es gibt viele

Studiengänge, die nicht auf ein konkretes Berufsprofil hin ausbilden.

Was müsste getan werden, um die Karrieremöglichkeiten in den Geisteswissenschaften zu erweitern?

Ammann: Das ist nicht so einfach. Aus Sicht des Mittelbaus besteht ein Dilemma: Zum einen werden mehr Forschungsstellen verlangt, zum anderen würden diese wahrscheinlich auf Kosten von Qualifikationsstellen geschaffen. Ich würde es begrüßen, wenn es mehr permanente Lehr- und Forschungsstellen – etwa Lecturer-Stellen wie im angelsächsischen Raum – geben würde. Aber gleichzeitig muss es auch genügend Stellen für Doktorierende geben.

Das Lecturer-Modell würde so aussehen, dass man zwar keine Professur erhält, aber einen ständigen Lehrauftrag, der besser bezahlt ist als heutige Privatdozentenstellen. Was würde das bedeuten?

Glauser: Das würde zu einer Reduktion der festen Professuren, der Ordinariate und Extraordinariate, führen. Die Frage ist, ob man das will. In Skandinavien, wo ich mich gut auskenne, funktioniert es genau so: Es gibt wenige Professuren, aber zahlreiche festangestellte Dozenten. Damit entsteht mehr Sicherheit in der für Akademiker oft prekären Periode zwischen 25 und 40.

Ist das aus Ihrer Sicht ein gutes Modell?

Glauser: Ja, es ist sicher weniger stressig für den akademischen Nachwuchs.

Und wie sieht es für die Institution Universität aus: Ist dieses Modell für sie gut oder schlecht?

Glauser: Ich denke, es ist gut für die Universität, weil sich viel mehr Leute in einem breiteren Alterssegment langfristig engagieren. Das Schlimmste ist heute, dass man trotz aller Hilfs- und Überbrückungsprogramme, die es gibt und die viel besser sind als noch vor ein paar Jahren – Assistenzprofessuren, Juniorprofessuren, verschiedene Programme des SNF –, viele hochbegabte junge Menschen ausbildet, deren Potenzial dann nicht genutzt wird. In den skandinavischen Ländern habe ich festgestellt, dass Leute mit festen Stellen eine engere Beziehung zu ihrer Universität entwickeln können. Neben der Lehre führen sie auch schon früh eigene Forschungsprojekte



«Mich stört diese Unterwürfigkeit der Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften.» Christoph Ammann

durch. Das kann unser Nachwuchs immer noch zu wenig. Bei uns sind die Anstellungsverhältnisse, das sagt auch das Positionspapier deutlich, noch zu stark projektgebunden.

Ammann: Aus Mittelbausperspektive finde ich es wünschenswert, dass man selber schon Projekte realisiert und Kooperationen pflegt. Das braucht Zeit, Zeit, die für die Arbeit im angestammten Forschungsgebiet dann fehlt. Heute sind die Anreize nicht so gesetzt, dass man dafür Zeit investiert. Mit einer permanenten Position wäre das natürlich etwas anderes.

Irgendwann fällt die Entscheidung: Finde ich nun eine feste Stelle oder nicht? Wenn man es nicht schafft, fällt man trotz aller Förderprogramme aus dem System und muss sich anders orientieren. Welche Folgen hätte ein Systemwechsel?

Glauser: Bei einem System wie in Schweden müsste die Selektion früher stattfinden. Denn

auch diese festen Stellen sind nicht unbegrenzt. Was man auch berücksichtigen muss: Mehr als die Hälfte unserer Studierenden sind Frauen. Eine überdurchschnittliche Zahl dieser Frauen entscheidet sich statt für eine akademische Karriere für die Familie. Das hat auch mit den Strukturen zu tun – die Familienförderung wird immer noch zu wenig berücksichtigt. In skandinavischen Ländern redet man schon lange nicht mehr von der Frauenförderung, sondern es geht um die Familie. Das ist ein neuralgischer Punkt.

Was bedeutet das konkret?

Glauser: Man muss nicht spezifisch die Frauen fördern, sondern eben die Familie, zu der Eltern und Kinder gehören. Die Frage ist, wie man den jüngeren Akademikern Gelegenheiten geben kann, an der Universität eine permanente Stelle zu erhalten und so Familie und Beruf vereinbaren zu können.

Scientifica¹³

Zürcher Wissenschaftstage

31. August und 1. September 2013

Hauptgebäude der Universität Zürich und der ETH Zürich, Museum focusTerra

Öffnungszeiten: Samstag 13 – 20 Uhr, Sonntag 11 – 17 Uhr

Risiko – Was wir wann wagen

Welches Risiko habe ich, an Krebs zu erkranken? Bedroht der Klimawandel unsere Lebensgrundlagen? Kann man künftige Finanzkrisen verhindern? Wie sieht Forschung zu solchen und anderen Risiken aus? Und wie verbessert sie die Entscheidungen, die wir treffen?

Erleben Sie an der Scientifica Forschung zum Anfassen, Kurzvorlesungen zum Mitdiskutieren und ein Bühnenprogramm zum Zuschauen und Staunen.

www.scientifica.ch



Kommen wir auf die Lehre zu sprechen. Im Positionspapier werden auch Reformvorschläge in diesem Bereich formuliert. Die Stossrichtung ist, die Studierenden näher an die berufliche Praxis heranzuführen. Etwa indem Berufspraktika ins Studium integriert werden. Neben Fachkenntnissen soll auch Know-how zur Teamarbeit vermittelt und es soll Präsentations- und Kommunikationskompetenz aufgebaut werden. Ist das der richtige Weg?

Ammann: Ich bin da sehr skeptisch. Nicht unbedingt, was die Praktika angeht. Da ist die Situation in den Fächern sehr unterschiedlich. In der Theologie gibt es solche Praktika schon, und das ist sicher sinnvoll. Was die anderen Fähigkeiten angeht, so glaube ich nicht, dass sie Teil eines Studiengangs sein sollten.

Man hat den Eindruck, dass den Universitäten empfohlen wird, sich den Fachhochschulen anzunähern. Ist das nicht etwas seltsam? In der Vergangenheit ging es doch eher darum, die Differenzen zu betonen?

Glauser: Das sehe ich etwas anders. In Basel, wo ich auch arbeite, gibt es einen Master-Studiengang Literaturwissenschaft. Dieser zeichnet sich dadurch aus, dass es neben der Vermittlung von Fachwissen auch einen starken Praxisbezug gibt. Es geht um Editions kritik, Editions wissenschaft, Übersetzungen, literarische Kritik und anderes. Ich denke, dass ein solches Angebot an einer Fachhochschule weniger gut aufgehoben ist als an einer Universität, weil dort die fachliche und theoretische Seite weniger gut und kompetent abgedeckt werden kann.

Wird das Studium tendenziell zum Ausbildungsgang?

Glauser: Nein, das glaube ich nicht, die Wissenschaft kommt sicher nicht zu kurz.

An der Universität Zürich ist der Master-Studiengang die Regel. Man will sozusagen ganz gebackene Akademiker und keine halbackenen. Jetzt schlägt das Positionspapier vor, den Bachelor zum eigenen Abschluss aufzuwerten. Sind Sie damit einverstanden?

Ammann: Bei uns in der Theologie ist die Sache insofern speziell, als der Bachelor als eigenständiger Abschluss keine grosse Bedeutung hat. Es

fehlen schlicht die beruflichen Perspektiven. Wenn es solche in anderen Fächern aber gibt und man auf dem Berufsmarkt etwas damit anfangen kann, habe ich nichts dagegen, den Bachelor zu stärken.

Glauser: Tatsache ist, dass heute schon viele Studierende nach dem Bachelor die Universität verlassen, wenn sie einen guten Job haben. Für sie ist das kein Problem mehr. Dagegen habe ich gar nichts einzuwenden. Andere Studierende haben von Anfang an das Doktorat im Sinn und setzen das zügig um. Das neue System erweist sich im Nachhinein als sehr viel offener und flexibler als erwartet, was die Möglichkeiten anbelangt, die die Studierenden wahrnehmen.

Das Positionspapier soll auch dazu anregen, ein positiveres Bild der Geisteswissenschaften in der Öffentlichkeit zu vermitteln. Wie würde ein solches Bild aus aussehen?

Ammann: Mir ist wichtig, dass die Geisteswissenschaften in ihrem kritischen Potenzial wahrgenommen werden. Sie eröffnen einen Spielraum, in dem wir uns fragen können, wer wir sind und wer wir sein wollen. Diese beiden Dimensionen gehören beim Menschen ja immer zusammen. Dieser Möglichkeitsraum ist gerade für das kritische Potenzial in einer Gesellschaft wichtig. Ich stelle immer wieder fest, dass ich als Ethiker in einem Gremium, das vorwiegend aus Naturwissenschaftlern besteht, einen anderen Blick auf die Dinge habe. Dass ich andere Fragen stelle. Geisteswissenschaftler sind als kritisches Gegenüber der Gesellschaft von eminenter Wichtigkeit. In diesem Sinne sind wir auch nicht einfach Dienstleister: Wir erarbeiten nicht nur Wissen, das der Markt verlangt, sondern stellen auch unbequeme Fragen.

Mit der 68er-Bewegung boomten die Sozial- und Geisteswissenschaften. Sie etablierten sich als Instanzen der gesellschaftlichen Kritik. Wie sieht es denn heute aus? Dieses kritische Potenzial scheint heute wenig wertgeschätzt.

Ammann: So pauschal würde ich das nicht sagen. Der Beitrag der Geisteswissenschaften sollte nicht nur der sein, zu Lösungen von Problemen beizutragen, sondern die Probleme anders – differenzierter, mit mehr historischem Bewusstsein und grösserem Horizont – wahrzunehmen. Hier liegt die grosse gesellschaftliche Relevanz der Geisteswissenschaften.

Glauser: Ich sehe das ähnlich. Man muss bestimmt wieder versuchen, in der Öffentlichkeit stärker präsent zu sein. Die Geistes- und Kulturwissenschaften können massgeblich dazu beitragen, aus gesellschaftlichen Krisen herauszufinden. Dass die Wirtschaftswissenschaften das nicht können, hat sich in der Finanzkrise gezeigt. Und dass auch die Naturwissenschaften an ihre Grenzen stossen, ist ebenfalls klar geworden. Ohne Geisteswissenschaften, ohne Bücher, ohne Kunst, ohne die Reflexionen über das Andere, die Differenzen, wären wir völlig gefangen in den einseitigen, monokausalen Strukturen etwa der Ökonomie oder der Naturwissenschaften.

Da besteht das Problem der Selbstermächtigung. Müssten die Geisteswissenschaften nicht viel deutlicher sagen: Hier sind wir, und wir haben einen Beitrag zu leisten?

Glauser: Ja, das wird zu wenig getan. Aus dieser Demuts- und Bittstellerhaltung müssen wir unbedingt herausfinden. Und dazu können solche Initiativen wie unser Positionspapier beitragen.

Herr Ammann, Herr Glauser, besten Dank für das Gespräch.

Zu den Personen

Jürg Glauser ist seit 1994 Professor für Nordische Philologie an der Universität Zürich und an der Universität Basel. Er war Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel und ist Vorstandsmitglied der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Seine Forschungs- und Lehrschwerpunkte liegen in den skandinavischen Literaturen.

Christoph Ammann ist Oberassistent am Institut für Sozialethik der Universität Zürich. Er arbeitet an einer Habilitationsschrift zu Fragen der Tierethik. Er war Mittelbauvertreter in der Fakultätsversammlung der Theologischen Fakultät und bis vor kurzem Präsident des Mittelbaus der Theologischen Fakultät.

Das Positionspapier «Für eine Erneuerung der Geisteswissenschaften» kann auf der Website der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften heruntergeladen werden: www.sagw.ch